



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur deutschen und zur österreichischen Frage.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

allegorische Bedeutung suchen. Sie ist vielmehr ein reines Genrebild, und die in der Luft herumfliegenden Amoretten sollen nur auf die galante Unterhaltung deuten, welche zwischen den Cavalieren und ihren Damen gepflogen wird, wie denn auch Rubens selbst diese Bilder *conversatie à la mode* genannt hat. Im Gegensatz zu jenen rohen Äußerungen elementarischer Triebe wird hier die gesittete Art des Verkehrs geschildert, welche in den vornehmen Ständen herrscht, denen Rubens selbst angehörte, und wie er dort zu dem vollendeten Ausdruck des Geschehenen kam, so feiert hier die Feinheit seiner Charakterisierungskunst und die Noblesse seiner Auffassung einen hohen Triumph, während sich zugleich seine malerische Virtuosität in der Wiedergabe glänzender Atlas- und Seidenstoffe, prunkvoller Sammetgewänder und kostbarer Spitzenkragen erschöpft. So hat Rubens auch auf dem Gebiete des feineren Genrebildes den späteren holländischen Sittenmalern, einem Dirk Hals, einem Palamedes, einem Terborch, Netscher und Metsu ihre besten Wirkungen und Erfolge vorweggenommen.



Zur deutschen und zur österreichischen Frage.



on zwei Münchener Professoren sind uns fast gleichzeitig Äußerungen über die deutsche Frage gekommen. Gibt es denn noch eine deutsche Frage? Nach dem Dafürhalten gewöhnlicher Sterblichen hat Deutschland wohl keinen Mangel an Fragen, aber die sogenannte deutsche Frage, um welche einst so viel Tinte und dann so viel Blut verspritzt wurde, ist eben dadurch erledigt und abgethan, daß wieder ein Deutschland dasteht. Dieser Ansicht ist auch der eine von den Professoren, der zweite dagegen hat den alten Gegensatz „Kleindeutsch und Großdeutsch“ noch nicht überwunden, nur daß er für den letzteren Ausdruck „deutsches Gesamtbewußtsein“ setzt. Professor Brinz, oder richtiger von Brinz (das Adelsdiplom hat er sich, wenn wir nicht irren, aus Österreich mitgebracht) fand es vor einiger Zeit angemessen, einem wegen Beleidigung einer hohen Person verurteilten Demokraten mit Ostentation die Hand zu drücken; nun veranlassen ihn wieder paradoxe Behauptungen Ed. von Hartmanns, zu verklären, „daß je engherziger, ja herzloser sich ein gewisses kleindeutsches Wesen zeigt, desto sicherer das deutsche Gesamtbewußtsein wieder aufleben werde.“ Es ist nicht notwendig, ausdrücklich zu betonen, daß wir nicht gewillt sind, uns den Satz anzueignen, daß das Deutschtum in Österreich unrettbar verloren, und noch

weniger den, daß ein slavisiertes Österreich ein Schutz gegen den Panflavismus sei. Allein mehr politischer Verstand scheint uns doch in den Hartmannschen Spekulationen zu stecken, als in den Brinzschen Gegenbemerkungen. Achtzehn Jahre lang mühte man sich damit ab, ein gesundes Verhältnis herzustellen zwischen den rein- oder weitüberwiegenddeutschen Ländern einerseits und einem Staate, in welchem die deutsche Bevölkerung die Minderheit bildet, nichts wurde unversucht gelassen, bis endlich die Aufgabe als unlösbar erkannt werden mußte. Als die Trennung erfolgte, war man geneigt, daß einzige Hindernis einer andern Lösung in dem Nebeneinander zweier Großmächte, einer deutschen und einer nur zum Teil deutschen, zu sehen. Seitdem haben wir einsehen lernen, daß eine wohl ebenso große Schwierigkeit in der Zusammensetzung Österreichs selbst bestand. Als nicht mehr der außerdeutsche Besitzstand der Krone mit seinem Gewichte die deutschen Ansprüche Österreichs zu rechtfertigen hatte, begannen die inneren Kämpfe mit erneuter Gewalt, trat an die Stelle der deutschen die österreichische Frage, auf welche auch die letzten achtzehn Jahre noch keine Antwort gebracht haben. Und auch da ist nichts unversucht geblieben. Wenn nun ein deutscher Patriot sagt: Ich gebe die Hoffnung auf, daß dieser Knäuel zum Vorteil der deutschen Nationalität in Österreich entwirrt werden könne; auf keinen Fall darf das kostbare Gut der Einigung der außerösterreichischen deutschen Länder wieder gefährdet werden, eher sollen die Deutschösterreicher von den Slaven aufgezehrt werden: dann kann dagegen mancherlei eingewandt werden, allein es ist doch ein Standpunkt. Aber der Politiker Brinz hat gar keinen Boden unter den Füßen. Fürst Schwarzenberg und Schmerling träumten einen österreichischen Einheitsstaat, der zugleich die Führung in Deutschland haben sollte — wie diese Doppelstellung möglich zu machen wäre, darüber zerbrachen sich wohl beide nicht sonderlich den Kopf; die Eventualität, daß Preußen sich nicht gutwillig auf die Stufe der Mittelstaaten hinabbrücken lassen könne, faßte man lieber nicht ins Auge, so wenig wie die Frankfurter Kaisermacher den Fall der Nichtannahme der Krone in Erwägung gezogen hatten; wozu berechnen, was ja hoffentlich nicht eintreten wird? das Ungewünschte kommt immer noch früh genug, und dann ist es Zeit, Entschlüsse zu fassen. Mit der Demütigung Preußens ist es jetzt nichts. Vielmehr müßten die „Großdeutschen“ sich nun fragen, was sie mit Österreich beginnen wollen, wenn dessen deutsche Länder dem Reiche einverleibt werden sollen. Wollen sie Österreich zerschlagen? Galizien, Ungarn, Dalmatien u. s. w. sich selbst überlassen und dem deutschen Reiche eine Menge von neuen Elementen zuführen, welche nationale oder religiöse Antipathie oder beide mitbringen, die zentrifugalen und antinationalen Kräfte erheblich verstärken würden? Wollen sie, um dieses Ziel zu erreichen, einen neuen Krieg entzünden? Oder glauben sie mit Zeitungsartikeln den Kaiser von Österreich zum Abtreten seiner deutschen Besitzungen bewegen zu können? Oder wenn sie nicht so weit denken, wie soll dann den Deutschen in Österreich genügt werden?

Soll sich Deutschland zu ihrem Schirmherrn aufwerfen? So oft noch das — gewiß jedesmal grundlose — Gerücht aufgetaucht ist, der deutsche Reichskanzler mache Wiene, sich in die innern Angelegenheiten Österreichs zu mischen, gerieten nicht nur Slaven und Klerikale in hohe Aufregung, sondern gerade diejenigen, welche sich rühmen, den österreichischen Staatsgedanken und die altösterreichischen Traditionen unverbrüchlich hochzuhalten: die Deutschen; der bloße Gedanke an eine Zolleinigung hat Tschechen und Magyaren zu den leidenschaftlichsten Protesten bewogen; unzähligemale in den letzten Jahren haben wir gehört, daß die Deutschösterreicher der sträflichen Hinneigung zu Preußen bezichtigt worden sind, und es wird behauptet, daß solche Verdächtigungen nicht ohne Einfluß auf die Wendung der Dinge in den letzten fünf Jahren gewesen seien. Was anders glauben die Herren Brinz und Konsorten mit ihren Deklamationen zu erreichen, als abermalige Belebung des Mißtrauens, welches wenigstens in den obersten Regionen beseitigt zu haben einer der schönsten Triumphe der Bismarckschen Politik genannt werden darf?

Jeder gute Deutsche wird das Ringen der Stammesgenossen um ihre Nationalität mit seinen wärmsten Sympathien begleiten, ob sie nun an der Moldau oder an der Ostsee, in den Bergen Steiermarks oder Siebenbürgens oder auf irgendeinem Flecke jenseits des Weltmeers den Ansturm fremder Völker zu bestehen haben. Darüber jedoch muß Klarheit herrschen, daß Deutschland ihnen keine Hilfe leisten kann, und daß jeder Schein des Strebens nach einem Protektorat, gehe er auch von gänzlich unberufener Seite aus, ihre gute Sache nur schädigen würde.

Aber die übereifrigen Freunde des Deutschtums im Auslande denken sich bei ihren Standreden wohl überhaupt nicht viel. Die heillose Gewohnheit, in unverantwortlicher Stellung Phrasenraketen in die Luft zu werfen, welche dem naiven Publikum ein Ah! der Bewunderung entreißen, zehnmal verpuffen, in dessen auch einmal zünden können, läßt sie nicht los. Es ist ein starkes Stück, einem Manne von dem wissenschaftlichen Verufe des Professor von Brinz so etwas zuzutrauen. Allein wir erleben ja täglich völlige Kopflosigkeit bei Professoren, die auf dem Felde der Politik dilettiren. Und wer es über sich gewinnt, zwischen die Worte „das hohe Glück, die Reichsgründung mitanzusehen,“ ein höhnisches „allerunterthänigst“ einzuschieben, der beweist ja klar, daß er in der That zu den Unverbesserlichen gehört. Armer Mann, der einem solchen weltgeschichtlichen Ereignis gegenüber seine bairisch-schwäbischen Schrullen nicht vergessen kann! In Münchener Philisterregionen mögen ja solche Wendungen als sehr freisinnig und patriotisch bewundert werden, aber wer um deren Beifall wirbt, sollte sich wenigstens nicht vermessen, andern Leuten Vorlesungen über Nationalgefühl und deutsches Gesamtbewußtsein zu halten.

Eine wahre Erquickung gewährte nach der Beschäftigung mit dieser Art von deutschem Gesamtbewußtsein die Lektüre von Aufsätzen W. H. Riehls, welche

dasselbe Thema berühren.*) Da ist lebendiges Nationalgefühl! Wohl selten hat des Verfassers Eigenart sich so glücklich bethätigt, wie in der Arbeit „Nord und Süd in der deutschen Kultur.“ Wir wissen ja, wie scharf und fein er die Charakterzüge in den deutschen Volksstämmen beobachtet und den Beziehungen zwischen ihnen und dem heimatlichen Boden nachgeht. Hier nun finden seine derartigen Studien praktische Verwendung bei dem Nachweise des Anteils, welchen die verschiedenen Gegenden an der Gestaltung der deutschen Geschichte genommen haben, einander ablösend, bekämpfend, ergänzend oder ersetzend. Das ganze Reich in verschiedenen Richtungen durchmessend, läßt Niehl überall die Menschen in ihrer Besonderheit und geschichtlichen Bedeutung auf dem Hintergrunde ihrer Landschaften und Städte scharf umrissen aufstehen und zeigt, daß in der Menge stark ausgeprägter Volksindividualitäten, so schwer sie oft dem armen Deutschland das Leben gemacht haben, doch auch wieder das Geheimnis seiner unerschöpflichen Lebenskraft liegt. So oft sich ein Stamm aufgebraucht zu haben scheint, tritt ein anderer jugendfrisch an seinen Platz, die „Kulturachse“ verschiebt sich, der Schwerpunkt verrückt sich aller paar Jahrhunderte, der tiefste Fall, die ärgste Zerrissenheit birgt in sich bereits den Keim neuer Erstarkung.

„Der Fremde wundert sich, daß Deutschland vor lauter Übergängen nicht längst zu grunde gegangen ist. Wer aber Deutschland kennt und die Deutschen versteht, dem enthüllt sich hier vielmehr ein Hauptpunkt seiner unverwüßlichen Dauer. In den düsteren Tagen des sinkenden neunten Jahrhunderts schien es, als ob Deutschland sich in ein Chaos auflöse; auf die Karolinger folgten die sächsischen Könige und Kaiser — Deutschland erstand aufs neue. Im Wendepunkt des elften und zwölften Jahrhunderts schien sich unser Vaterland zu verbluten durch den Kampf der »zwei Schwerter«; das Reich der fränkischen Salier sank, aber nur damit sich das Reich der schwäbischen Staufer umso glanzvoller erhebe. Im dreizehnten Jahrhundert, in »der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit« des Interregnums, schien es mit uns gar aus und vorbei, da schaffte der strenge Habsburger wieder Recht und Ordnung im Reiche. Zur Reformationzeit zerrann die alte politische Macht der Deutschen, aber eine neue Geistesmacht zog aus unsern Landen siegreich durch halb Europa. Nach dem dreißigjährigen Kriege waren unsre Gaue eine Wüste geworden und unser gemeinsames Staatswesen ein Spott. Doch erst stille, dann immer lauter und gewaltiger begann die innere Erhebung deutscher Kultur, die uns im achtzehnten Jahrhundert wieder zu einer Großmacht des Geistes schaffens erhob. Zur Zeit der napoleonischen Herrschaft lag Deutschland zerstückelt darnieder und in Dienstbarkeit versunken. Gerade die Dienstbarkeit schuf uns Kraft, die Fesseln zu brechen. Durch das Nationalbewußtsein kamen wir wieder zum Staatsbewußtsein. Andre Völker gingen den umgekehrten Weg. Wechselnd tritt in der deutschen

*) Freie Vorträge. Zweite Sammlung. Stuttgart, F. G. Cotta, 1885.

Geschichte ein Stamm nach dem andern, ein Gau nach dem andern, wechselnd tritt Nord und Süd in den Vordergrund. Wir ergänzten uns in diesem Wechsel, der doch niemals zur Alleinherrschaft eines Teiles über das Ganze führte. In der Fülle unsers individuellen Volkslebens ruht unsre Stärke, sofern nur der Gemeingeist wachsend lebendig bleibt. Wir dürfen und müssen von Nord und Süd in ihrem Wettkampfe reden, wir sollen diese Gegensätze nicht vertuschen: die sich kreuzenden, das Ganze verbindenden Diagonalen in der Natur unsers Landes und Volkes sorgen dafür, daß Süd und Nord einander suchen, selbst wenn sie sich zu fliehen scheinen. Der Fremde begreift dies schwer, aber wir selber sollen es wenigstens begreifen lernen. Denn in diesen Thatsachen ruht das Geheimnis der Unberwüstlichkeit Deutschlands, die Zauberkraft seiner Verjüngung. — Und wir haben uns verjüngt!"

In diesen Worten resümiert Riehl den Inhalt zweier Vorträge, die wir das Glaubensbekenntnis eines echten Deutschen nennen möchten. Er glaubt an die Zukunft seines Volkes nicht allein deshalb, weil er dieser Nation angehört, sondern weil die tausendjährige Vergangenheit und die große Gegenwart ihm seinen Glauben als den wahren zeigen. Ob seine Wünsche nicht noch über das jetzt Erreichte hinausgehen? Vielleicht. Dem Vorwurfe kleindeutscher Engherzigkeit bietet er keinen Anlaß. Aber er ist zu viel Patriot und Historiker, um querköpfig und leichtfertig zu ignoriren, welche gewaltige Arbeit die letzten Jahrzehnte geleistet haben, und zu schmollen oder zu höhnen, weil noch nicht „alle Blümenträume reifen.“ Die Verlags-handlung sollte von den beiden Vorträgen „Nord und Süd in der deutschen Kultur“ eine besondere Ausgabe veranstalten; sie könnten dann in viel weitere Kreise dringen als jetzt, wo sie einen Bestandteil eines Buches von vierunddreißig Druckbogen bilden, und würden ohne Zweifel zur Erfrischung und Ermutigung so manches guten Deutschen beitragen, der sich jetzt durch das Gerede und Geschreibe der absterbenden alten Parteien den Kopf verwirren läßt, weil er nicht vorbereitet genug oder zu bequem ist, die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zu betrachten, nicht unbefangen genug, um die heutigen Zustände in Deutschland mit den Zuständen in denjenigen Ländern zu vergleichen, welche im Vollbesitz der Freiheiten sind, deren Mangel für Deutschland ein so schweres Unglück sein soll.

Der zweite Band der „Freien Vorträge“ enthält noch verschiedene wertvolle Aufsätze kultur-, kunst- und musikwissenschaftlichen Inhalts. Namentlich möchten wir den „Gang durch die Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ hervorheben, welcher an Vater, Sohn und Enkel die Wandlungen in den Anschauungen, Bestrebungen und Lebensgewohnheiten des deutschen Bürgertums sehr glücklich zur Anschauung bringt. Im Vorworte weiß der Verfasser viel Rühmliches über die Institution der Wandervorträge und insbesondere über das Wirken des deutschen Verbandes von Vereinen für öffentliche Vorträge zu sagen, welcher jetzt 104 über ganz Deutschland ausgebreitete Vereine umfaßt. Wir würden das unbedenklich unterschreiben, wenn alle Vorträge von der Qualität der Riehlschen wären oder sich wenigstens nicht gar so viel Spreu unter den Weizen mischte.

